

Zeitschrift: Jahrbuch vom Thuner- und Brienzersee
Herausgeber: Uferschutzverband Thuner- und Brienzersee
Band: - (1981)

Artikel: Von geschickten Händen und "Pudiigglenen" am Brienzersee
Autor: Am Acher, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1096746>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Paul Am Acher

Von geschickten Händen und «Pudiigglenen» am Brienzersee

Jetzt hast du diesen Beitrag vor dir und zweifelst noch halb, ob du mit Lesen anfangen sollst...

Ich möchte von liebevollen Händen erzählen. Von Händen, die ausführten, was Menschen gedacht und empfunden haben. Eine schon bald vergessene Welt, ein Teilchen meiner engsten Heimat möchte ich dir zeigen und für dich besingen. Vielleicht gefällt dir meine Melodie, die Art dieser Musik.

Beim Durchblättern von halbvergilbten Handschriften stösst man gelegentlich auf Beweise, dass das Handwerk schon im frühen Mittelalter am Brienzersee beheimatet war. Solchen Dokumenten können wir entnehmen, dass beispielsweise 1570 der damalige Landvogt den in Brienz lebenden Schmied anfragte, ob er den Ofen des Pfarrers reparieren würde. 1571 stossen wir, auch in Brienz, auf einen Schlosser, und 1583 siedelte sich im Dorf oben am See ein Messerschmied an.

Schon vor dem 18. Jahrhundert soll es in dieser Region einheimische Salpeter- und Pottaschensieder sowie Glaser, Gold- und Silbersucher gegeben haben.

Auch Flurnamen wie «In der Walchi» (Walche), «uf der Sagi» (Säge), «uf der Ribi» (Reibe), «uf der Mili» (Mühle), «beim Chalchofen» (Kalkofen), «uf em Cholplatz» (Kohlenplatz), zeugen noch heute von alter Handwerkskunst.

Vor ungefähr 200 Jahren, in einer Zeit also, als die Menschen die Erde noch naturhaft empfanden und schlichtweg durch Menschen- und Wasserkraft nutzten, lebten in den Kirchgemeinden Brienz und Ringgenberg: Vier Müller, zwei Gerber, elf Zimmerleute, drei Sager, zwei Tischler, drei Strumpfweber, zwölf Schneider, zwei Drechsler, elf Schuster, drei Schiffbauer, drei Schmiede, ein Uhrmacher, ein Radmacher, ein Kammacher, ein Maurer und ein Seiler, dazu noch ein Reiber, Walker und Stampfer. Das war 1780 der Handwerkerbestand am rechten Brienzerseeufer. Von Manufakturen, Fabriken, Gewerkschaften, Gewerbeorganisationen oder gar Künsten wusste man in dieser Gegend noch kaum etwas.

Die Bevölkerung lebte von der Landwirtschaft, das heisst, von dem, was dem kargen Heimatboden in mühsamer Arbeit abgerungen werden konnte. Bauern mit acht Kühen Winterung galten als wohlhabend, ja sogar reich.

Nach der starken Bevölkerungszunahme, von 1746 bis 1846, waren die Brienzerseegemeinden nicht mehr in der Lage, sich nur vom Käsehandel und der Zucht von Kleintieren und Vieh zu ernähren. Auch der Handel mit Bienenvölkern und dem Honigertrag erbrachte nur einen geringen Zustupf. In dieser Zeit wurde, nebst dem Gemüse- und dem Getreidebau (Hanf, Flachs und Korn), auch Weinbau betrieben. Nach der Überlieferung soll es sogar ein guter Tropfen gewesen sein. Auffallend ist, dass ich bei meinen Recherchen nur auf das Brennen und Handeln von Zwetschgen-, Pflaumen- und Kirschwasser stiess. Man kann sich fragen, ob das Brennen von Äpfeln, Birnen und Enzian damals in unserer Gegend noch unbekannt war.

Viele junge Menschen zogen aus, um in der Fremde ihr Glück zu suchen. Familienväter verliessen mit Frau, Kindern und dem bescheidenen Hab und Gut die Heimatscholle und reisten bis nach dem entfernten, vielversprechenden Amerika.

Schon damals war das Leben nicht einfach und leicht. Der Obereinnehmer des eben entstehenden neuen Kantons Oberland erliess 1801 folgende Weisung: «Es müssen alle Handwerker und Proffessionisten ohne ausnahme, Patente haben, der Preis derselben wird aber je nach dem Umständen von ein bis zwanzig Franken seyn.»

Für alles und jedes gab es anscheinend nur eine Lösung: den Griff zum Geldbeutel. Das erfuhr auch ein Hans Amacher von Oberried, der dem «Harschierer» (Landjäger) zu Brienz, für drei «Gyren» (Geier), Schussgeld abliefern musste.

Der schmale Saumpfad, der sich von Interlaken aus mehr oder weniger nah am See entlang nach Brienz schlängelte und nur aus Steinen und Löchern zu bestehen schien, wurde in den Jahren 1846 bis 1850 zu einem Karrweg ausgebaut. Dadurch konnte sich der Handel entwickeln. Aber mit den neuen Einnahmequellen vermehrten sich auch die Bettler, Landstreicher, Kriegsbuben (entlassene Söldner), Zigeuner und Aussätzigen. Durch sogenannte Betteljagden versuchte man, das unerwünschte Gesindel loszuwerden. Bewaffnete Männer zogen zu Fuss oder zu Pferd aus, um

die ungebetenen Gäste zu vertreiben. Nicht selten kam es sogar vor, dass diese armen, hilflosen Menschen dabei den Tod fanden.

Dank der neuen Strasse erlebten die Dörfer an der rechten Brienzersee-seite einen zunehmenden Aufschwung. Es war vorbei mit den abenteuerlichen «Weidlig» – (Boot ohne Spitz und Kiel) Fahrten auf dem unberechenbaren und oft gefährlichen See und der Aare.

Schon vor diesem Strassenbau war bekannt, dass die Oberländer in der Bearbeitung von Holz eine ausgesprochen talentierte Hand hatten. Formschöne Holzhäuser, mit Lauben und Gesimsen verziert, erinnern noch heute an das Können einiger Maurer und Zimmerleute.

In den berüchtigten Teuerungs- und Hungerjahren 1816, 1817 begann der Drechsler Christian Fischer in Brienz als erster, seine Arbeiten mit Schnitzereien zu verzieren und an die Fremden, die gelegentlich vorbeikamen, zu verkaufen.

Aus einem Stück Holz entstand, durch handwerkliches Geschick, eine Menschenfigur, ein Tier; ganze Gruppen von Mensch- und Tierfiguren wurden hervorgezaubert. Auch die täglichen Gebrauchsgegenstände erhielten Verzierungen mit Ornamenten. Ornare heisst schmücken; man empfand und verspürte also den Wunsch, einen Gebrauchsgegenstand schmückend zu verzieren. Die so entstehenden Kunstwerke sind an Geräten, Möbeln, in den Zimmern, im Haus bis zu den Dorfplätzen und Dorfpartien zu bewundern.

Es bildete sich, durch Privatinitiative, ein junger kräftiger Industriezweig, der Hoffnung weckte. Von 1840 bis 1845 schickte die Berner Regierung den Bildhauer Raphael Christen nach Brienz, um durch ihn die Schnitzerei zu fördern.

1862 gründeten kluge Köpfe die Zeichnungs- und Modellierschule in Brienz. Sie sollte im Gegensatz zu Meiringen und Interlaken die einzige sein, welche Bestand hatte. Bald darauf brach, 1870 bis 1880, die Zeit an, die man später als die Blütezeit der Brienzerschnitzerei pries. 1884 errichtete Brienz eine provisorische Schnitzlerschule; zwei Jahre danach war sie bezugsbereit. 1897 zügelten Lehrer und Schüler in ein neues Gebäude. 1928 erfolgte die Verstaatlichung. Am 26. September 1951, bei der Übergabe der neuen, noch jetzt bestehenden Gebäulichkeiten, sagte der damalige Baudirektor und Regierungsrat Samuel Brawand anlässlich der Einweihungsfeier in der Kirche zu Brienz: «Was für den Jura die Uhren-

industrie, ist für Brienz die Schnitzerei; beide Branchen sind lebensnotwendig». Diese markanten Worte haben bis heute nichts von ihrer Bedeutung verloren.

Kommen wir nun noch auf Ringgenberg zu sprechen. Auch aus diesem Dorf weiss die Chronik Interessantes zu berichten:

Die Spinnräder oder Girben, die eigentlich aus dem bäuerlichen Kulturgut stammen, und die in Ringgenberg hergestellt wurden, ernteten viel Anerkennung und liessen sich schon immer leicht verkaufen.

Auch die Plattenbrecher und Steinmetzen, die den Goldswilstein bearbeiteten, hatten nicht über Arbeitsmangel zu klagen; sonderlich viel verdienten sie dabei freilich nicht.

Auch in Ringgenberg begegnet uns ein heller Kopf mit flinken Händen. 1852 besann sich Johann Grossmann auf eine alte Kunst. Durch geschmackvolle Zusammenstellung von verschiedenfarbigen und unterschiedlichen Holzarten zauberte er prachtvolle Bilder hervor. Intarsien nannte er die Kostbarkeiten, die er sägte und zusammenleimte. Und die geschnitzten Möbel, mit solchen Intarsien verziert, begannen die Reise in alle Himmelsrichtungen.

Heute wissen wir nicht mehr genau, ob es die Mönche des Klosters Interlaken waren, die einen so positiven Einfluss auf die Bergbevölkerung ausübten. Könnte es nicht auch an einem latenten Kunstempfinden der Menschen am Brienzersee liegen, wenn sie mit ihren Händen Schönes und Edles gestalteten? Mag sein, dass gerade die harte Arbeit in der Natur in ihnen den Wunsch weckte, Schönes, Liebliches und damit einen Ausgleich im unerbittlichen Lebenskampf zu erschaffen. Wirklich, das Kunstverständnis dieser Region erscheint mir als etwas Natürliches, etwas Angeborenes, etwas, das nur noch zu wachsen brauchte. Und ich meine, dass diese Früchte zu ihrer Zeit reif waren und auch geerntet wurden.

Holz war ja seit Generationen genug vorhanden. Es scheint, dass die einheimischen Nuss-, Apfel-, Kirsch- und Lindenbäume nur darauf warteten, dass ihre Stämme zersägt, geschnitten, geschnitzt und bearbeitet würden.

Wie ein Feuer verbreitete sich der neue Brauch der Intarsia in der Gemeinde Ringgenberg. Ähnlich war es auch in der Kirchgemeinde Brienz. Auch da schien ein Schnitzlerfieber ausgebrochen zu sein, das von Haus zu Haus zog.

Die Handwerker lachten über die Landarbeiter, die sich um einen Hungerlohn abrackerten. Die Spottlieder der Künstler erklangen zum Ärger und Leidwesen der betroffenen Bauern.

Mit der Zeit gab es im Oberland über zweitausend Schnitzler. Der Wert der jährlich produzierten Kunstgegenstände belief sich auf über eine Million Schweizer Franken. (Diese Information stammt aus dem Jahr 1873.) Alles, was Bergleraugen zu sehen bekamen oder kühne Geister sich erdachten, wandelten Hände in geschnitztes Holz um. Und so entstanden die herrlichsten Kunstwerke, wie sie in ihrer Art wohl einmalig bleiben werden.

«Möchten Sie Schnitzlerware, Schweizerhäuschen, bemalte oder eingelegte Möbel kaufen?» Mit diesen oder ähnlichen Sätzen begrüßten die sonst eigentlich eher stillen und wortkargen Oberländer die noblen Herrschaften, welche die Alpenwelt mehr und mehr besuchten und durch ihr Erscheinen an der Umwälzung vom Einfachen zum Komplizierten wesentlich beitrugen. Dort, wo viele fremde Gäste erwartet werden durften, weil eine Sehenswürdigkeit, eine Attraktion in der Nähe war, bauten handelstüchtige Einheimische improvisierte Wandergeschäfte auf. Und da die feilgebotenen Andenken hübsch, niedlich und originell waren, verkauften sie sich wie Zuckerzeug.

Man nannte diesen neuen Erwerbszweig Fremdenindustrie; Kaufleute bauten in den grösseren Ortschaften Verkaufsmagazine. Kästchen, verziert mit Edelweiss, Enzian und Alpenrosen, lagen neben Uhren und Spieldosen, Nadelbüchsen, Eierbechern, Bonbonnieren, Spiegel- und Bilderrahmen mit Blumen und Blattwerk. Weihwasserbecken, Oberländer Chalets, geschnitzte und mit Intarsien versehene Möbel, Menschen- und Tierfiguren, bis hin zu ganzen Gemsjagden – das alles bot ein malerisches Bild, das zum Kauf anregte.

Für wenig Geld schon konnte sich der Gast einen Gegenstand für den täglichen Gebrauch erstehen: Nussknacker, Lineale, Salatbestecke, Garnwinder, Nähschachteln, Bleistift- und Schulschachteln.

Durch das Aufzählen bin ich nun bis in unser Jahrhundert vorgerückt. Gehen wir also wieder zurück in die Zeit, wo der Handel im Aufblühen war.

Das Handwerk lebte und das Leben pulsierte. Es gab nun auch eine ordentliche Post, die zweimal in der Woche nach dem Oberhasli und nach

Interlaken fuhr. Ein Salzfaktor führte eine amtliche Salzfactorei. In Brienz praktizierte sogar ein Arzt, der zugleich Wundarzt war. Es gab einen Schiffmann, der gleichzeitig zu Tracht eine Wirtschaft führte. Überhaupt stösst man auf Allerweltskünstler. Ein A. Sarbach, der in Ringgenberg arbeitete, aber aus Adelboden stammte, soll mit Holzmeissel und Eisenfeile gleich gute Arbeit geleistet haben wie als Zahnzieher und Uhrmacher.

Die Kostbarkeiten alle entstanden in den sogenannten «Pudiiggen» (Werkstätten). Diese Räume befanden sich meist zu ebener Erde, oftmals neben dem Ziegen- oder Schweinestall. Bei spärlichem Licht, mit «Öltägel», die man mit Öl oder Schmalz fütterte, später mit Petroleumlampen, ab 1918 mit elektrischer Energie, wurde oft bis tief in die Nacht hinein gearbeitet. Mit der so entstandenen Handelsware hausierten Schnitzler bis hinunter nach Bern. Es gab auch Männer, die zogen im Frühjahr mit einer vollbepackten «Hutten» (Rückenkorb mit Holztragriemen) auf dem Rücken aus: Schlegel, Meissel und die Arbeit eines ganzen Winters waren darin verpackt. Erst im Herbst kamen sie von Frankreich, oder wer weiss woher sonst, mit mehr oder weniger Geld in der Tasche zu ihren Familien zurück, um diese den kalten Winter hindurch weiterhin zu vergrössern. Es ist schwer, ja geradezu unmöglich, zu erfahren, wieviel die Künstlerreisen einbrachten. Je nach den Bedürfnissen und Gelegenheiten der Beteiligten verschlang der Genuss von Alkohol oder anderweitigen Vergnügungen unter Umständen einen grossen Teil der Einnahmen.

«Gän mer jetzen zum Huuselligrosatt, old zum Pfyfligrosatt?» fragten die Kinder sich gegenseitig. Sie entschieden sich dann für den Kleinhäuschenbauer und nicht für den Pfeifenschnitzler. Im Sägemehl, das in Hülle und Fülle neben der noch mit Fussbetrieb funktionierenden Holzfräsemaschine lag, versteckte der kinderliebende «Grosatt» (Grossvater) eine Handvoll alter Knöpfe, die er einer Pappschachtel entnommen hatte. Die Kinder durften nun glucksend und lachend vor Freude nach diesen Schätzen suchen. Es störte den alten Mann nicht, wenn die Kleinen manchmal etwas laut wurden. Ohne die Arbeit zu unterbrechen, gab er oft ein treffliches «Zelli» (Erzählung) zum besten. In Sternstunden nahm er den Kleinsten auf ein Knie, oder gar zwei Kinder miteinander, und sang mit brüchiger Stimme: «Juhe! Der Geissbueb bin i ja, mis Hörndli u mis Geissli da, tien mir no nid verleiden. Im Täschli han i Chäs u Brod, mis

Haar ischt chrus und d'Backen rot, und ds Härz voll Luscht und Freiden.» Mit zufriedenem Lächeln stach er mit einem Meissel Verzierungen in die hölzerne Freitreppe eines Oberländer Häuschens, das mit echten Fensterchen, geschnitzten Lauben und steinbeschwertem Dache halbfertig neben Alp- und Sennhütten vor ihm auf der Schnitzbank lag. Überhaupt war auf dieser Arbeitsbank allerlei Interessantes und Merkwürdiges zu sehen: ein Topf mit heissem Wasser, in dem wieder ein Topf mit Flüssigkeit war: «der Warmlym» (Warmleim: etwa 10 Gramm Knochen- oder Hautleim auf 1 Liter Wasser). Mit diesem Leim klebte «Grosatt» seine Häuschen zusammen, zu denen er manchmal auch die dazupassenden Figuren schnitzte. Bleiplatten von verschiedenen Grössen und ausgediente Kohle-Plätteteisen benutzte er, nebst den Spannern, zum Beschweren der Holzteile, bis der Leim angezogen hatte. Und manchmal hielt er in der Arbeit inne, stützte den Kopf auf den Arm, schaute zum Fenster hinaus gegen die Bättenalpburg und fing an zu träumen.

Wie ein Schlag kam die Krise, der Erste Weltkrieg, danach die Zeit der harten dreissiger Jahre, bald darauf der Zweite Weltkrieg. Die Künstler sangen ihre Spottlieder weniger oft, die Hymnen über ihren Beruf und ihr Handwerk klangen stiller, leiser. Eine neue Zeit brach an. Was blieb?

Vereinzelt gibt es sie noch, die eigentümliche, einzigartige Wunderwelt der «Pudiiggen», wo die Spinnweben in den Ecken nicht stören, und wo es vorkam, dass ein Bär, im Arbeitseifer und Gewerbefleiss, auf einmal sogar fünf Beine hatte und wo die Bienenwachsbeize auch dazu diente, am Samstagabend sogar noch den Zwirbelschnauz damit zu färben und zu drehen, bevor man auszog, um ein geselliges Kartenspiel bei einem, vielleicht auch mehreren «Paggeli» (Glas mit gebranntem Schnaps) zu klopfen.

Noch gibt es die Fenster, vor denen der Kautabak zum Trocknen aufgereiht liegt, um ihn bei späterer Gelegenheit mit neuem Genuss zu verwenden. Wo hinter den Fenstern die Holzbalken an der Decke nicht nur eine tragende Funktion haben, sondern auch noch als Archiv gebraucht werden für Postkarten, Einzahlungsscheine, Rechnungen, Quittungen und Bestellungen, da sich die Schriftstücke – wenigstens mit einer Ecke – mühelos zwischen Decke und Balken einstecken lassen.

Noch hängen an rostigen Nägeln Werkzeuge jeglicher Art und Beschaffenheit. Die Holzspäne um den Spucknapf sind noch heute nass vom Spei-

chel und braungefärbt vom Tabak. An unfreundlichen Wintertagen strahlt immer noch eine heimelige Wärme aus dem wackeligen Eisenofen, neben dem die Filzholzschuhe zum Trocknen stehen.

Zugegeben, ich berichte hier schon von Raritäten. Aber es gibt sie tatsächlich noch, diese ausgesprochen lieben, meist alten Menschen, deren Grusel- und Gespenstergeschichten zu packen vermögen, bis einen die Angst überkommt wegen des gierenden und knirschenden Schnees unter den Schuhen, der zu knurren scheint, wenn man in später Stunde die gezogenen Fensterläden hinter sich lässt und den Nachhauseweg antritt.

Aber vergessen wir an dieser Stelle auch nicht, dass in den oberen Geschossen des Hauses die Frauen und Mädchen das bäuerliche Handwerk pflegten, am Spinnrad sassen und die Aussteuern webten und mit Stickerien verzierten. Wo noch Lieder ertönten, während die Hände Filetknoten knüpften für die eigene Tracht, mit verschwiegenen Symbolen und persönlichen Motiven, und die zahnlose Urgrossmutter, neben der Katze auf dem warmen Trittofen sitzend, zu den geklöppelten, gehäkelten, gestrickten Arbeiten ihren Kommentar abgab und Vorträge darüber hielt, wie mit dem Faden oder Garn umzugehen sei.

Ich liebe diese kleine Welt der «Pudiigglenen», in denen auf einem Ziehstuhl oder einem «Totzli» (kurzes Stück Holz) gehandelt, übertrieben, angegeben, philosophiert, politisiert und die Welt in Ordnung gebracht wurde, wie an keinem andern Ort auf diesem Erdenball – wie es die Betroffenen vielleicht manchmal glaubten. Wo hinter der hinteren Tür ein Gamslein, Kopf nach unten, unerlaubterweise im Kamin hing.

Ich liebe diese sagemumwobene, rätselhafte Welt, wo die Kinder und Kindeskinder mit den einfachsten Spielsachen zufrieden zusammen spielen und am Sonntag neben den wunderlichen Tönen des Phonographen lernen durften, mit den Werkzeugen umzugehen, bis sich die Hobelbank rot färbte vom Blut und Grossvater zu schimpfen anfing.

Ja, ich liebe sie sehr, diese verrauchten, nach Terpentin, Leinöl, frisch geschnittenem Holz und süsslichem Hasenleim riechenden Zimmerchen, in denen das Brauchtum und die Geschichten der noch älteren Leute überliefert wurden und wo man zusehen konnte, wie mit den Händen eines alten Mannes die wunderlichste und schönste Zeichnung mit Blei auf einem weissen, sauberen Papier entstand. Wie ein Tier oder ein Mensch aus einem auserlesenen, gutgelagerten Stück Holz Gestalt annahm und zu einem Charakter wuchs. Oder wie aus Lederstücken auf ein-

mal ein richtiger Schuh entstand. Wie aus einem Holzbrettchen, aus Weiden- und Tannenzweigen ein «Huttli» oder «Chörbli» (kleiner Korb) gefertigt wurde, das später auf dem Feld, im Wald oder bei der Arbeit im steilen Berggelände wertvolle Dienste leistete.

«D'Mäas» (die Masse), Schablonen, Modelle, Vorlagen, Skizzen, Zeichnungen und Ideen sind heute zum Teil noch vorhanden. Aber mit jedem alten Handwerker, der stirbt, gehen auch Rezepte, Kniffe, Erfahrungen und Weisheiten verloren.

Zwei nur kleine Beispiele möchte ich hier festhalten: Ein Huttenmacher beschnitt seine Weidenstöcke im Sternzeichen der Fische, damit sie ohne Ästchen und Verzweigungen schön und glatt nachwuchsen. Ein Zimmermann schlug sein Holz im richtigen Zeitpunkt, damit es nicht vom Wurm und Bock befallen wurde.

Die Menschen von früher waren aufmerksamer als wir heute. Sie achteten auf die Jahreszeiten, die Monate, auf den einzelnen Tag, die Stunde, ja sogar auf die einzelne Viertelstunde – überlege dir, lieber Leser, einmal, was innerhalb einer Viertelstunde alles geschehen kann! – Und das hat mit Aberglauben oder gar mit Sektierertum nichts zu tun, sondern, ganz schlicht und einfach, nur mit Wissen.

Noch leben vereinzelt ältere Menschen unter uns, die mit Meissel und Schlegel umgehen konnten, nun aber genug gearbeitet haben und ihre müden Glieder an der Abendsonne erwärmen und lieber von früher erzählen. Wirklich schnitzen kann heute kaum noch jemand. Und ich kenne niemanden, der noch ein prachtvolles Oberländer Holzchalet in Nussbaumholz stechen kann.

Die über 200jährige Tradition des Seilziehens in Niederried ist vorbei. Mit verbissenem Mund, enttäuscht und verbittert, redet der letzte, der es noch von seinem Vater gelernt hat, von diesem Handwerk.

Wir finden sie nicht mehr am Brienzersee, die Hutmacherinnen, die Strumpfweber, die Kammacher, die Kannengiesser, die Rechenmacher, die Seckler (Pelz- und Feinledermacher), die Geschirrflicker, die Intarsiensäger. Nur ganz vereinzelt stehen uns noch Schuhmacher, Wagner, Küfer, Sattler, Uhrmacher, Schmiede, Korber, Huttenmacher und Kleinschreiner zur Verfügung.

Die Frauen und Mädchen, die heute noch eine Frivolité (Schiffchenarbeit), eine Klöppel- oder Filierarbeit machen können, sind auch bald

einmal aufgezählt. Erfreulicherweise steht es mit Stricken, Häkeln und Sticken noch nicht gar so schlimm.

Eine Seite im Buche der Geschichte wird bald gewendet sein. Eine Seite, die, vom heutigen materialistischen Standort aus betrachtet, eher düster aussehen mag, die aber eine Welt voll frischer Farben und leuchtender Blumen spiegelt.

Kunststofflamine, Plastik, Japanplättchen, Novilon, Wohlstand, Lieblosigkeit, Oberflächlichkeit, Kriminalität, dazu die äusserst bunte Palette der neuzeitlichen perversen Kriegsführung sowie der Energieversorgung mit all ihren hochgespielten sogenannten Sorgen werden vielleicht die nächste Seite im Geschichtsbuche ausfüllen. – Vielleicht?

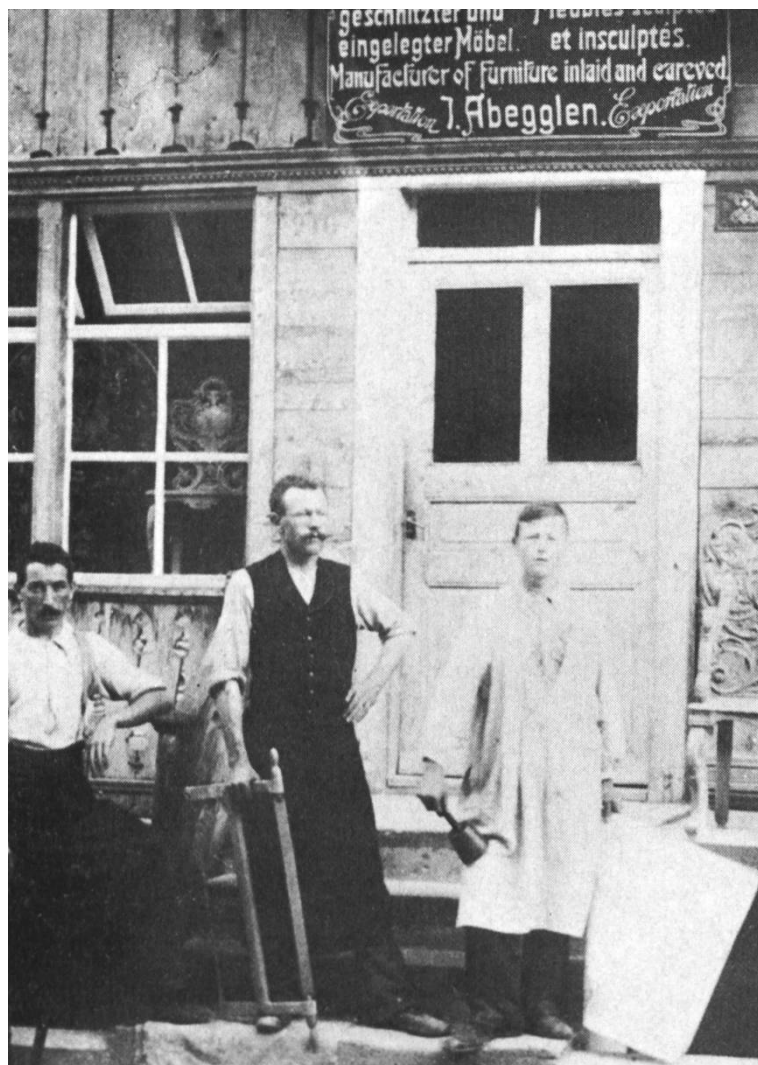
Aber ich wollte von lieben Händen erzählen, von Dingen und Sachen berichten, die mit geschickten, fleissigen und liebevollen Händen in «Pudiigglenen» entstanden sind. Und ich frage mich, ob wir Erdmenschen uns genügend Rechenschaft ablegen, wie und wofür wir unsere Hände gebraucht haben, tagtäglich brauchen und weiterhin brauchen wollen?

Und da du, lieber Leser, mir tapfer bis dahin auf meiner gewerblich-handwerklichen Gedankenreise gefolgt bist, scheint es, dass auch du Freude und Wohlgefallen hast an der Wunderwelt der «Pudiigglenen», die es am Brienzersee gab – und noch gibt. Und so möchte ich schliessen mit den Worten des Brienzer Dichters Albert Streich: «Gewiss bietet es einen eigenen Reiz, das Damals mit dem Heutigen vergleichenderweise in Beziehung zu setzen, das Gewesene, das inzwischen Gewordene und Daseiende zu bedenken.»

Quellenangabe: Nebst vielen Büchern und Schriftstücken, die ich durchgeblättert habe, entnahm ich wichtige Angaben den Veröffentlichungen verschiedener Autoren, vor allem J. R. Nöthiger, Ernst Buri, Ulrich Buri und Albert Streich. Die alten Fotos stellten mir freundlicherweise Peter Abegglen, Ringgenberg, und Hans Hostettler, Staatsarchiv Bern, zur Verfügung. Meinen herzlichsten Dank allen, die bei dieser Arbeit mitgeholfen haben.



Holzschnitzler-Atelier im Berner Oberland. Original-Zeichnung von Jundt.



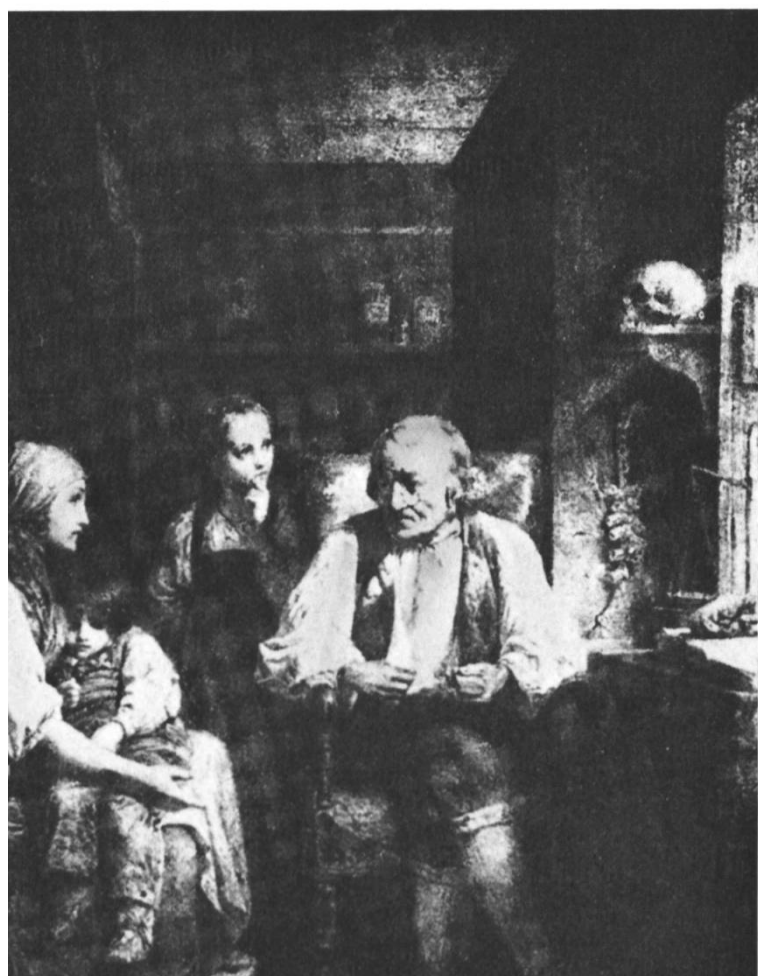
Intarsiensäger aus Ringgenberg

Christian Fischer, Brienz, Hauptbegründer der heutigen Holzschnitzerei im Berner Oberland.



Intarsienarbeit aus Ringgenberg

Schnitzlerkönig Johann Huggler, Brienz





Das heimelige «Pudiiggli» von Jakob Mäder in Oberschwanden.





«Jedes Ding an seinem Ort»

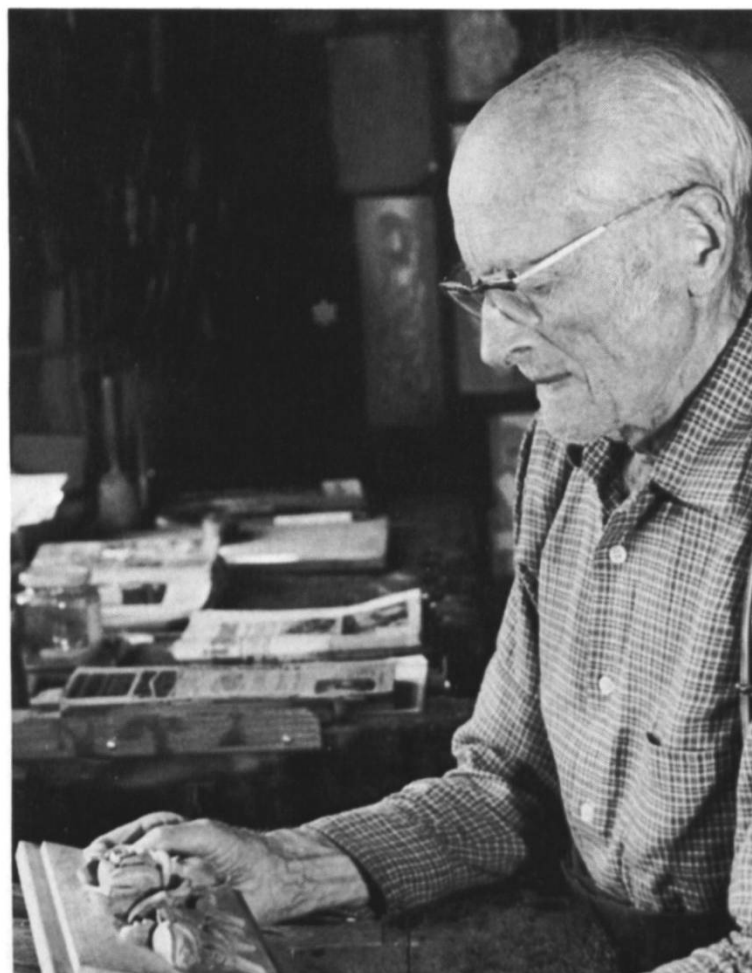


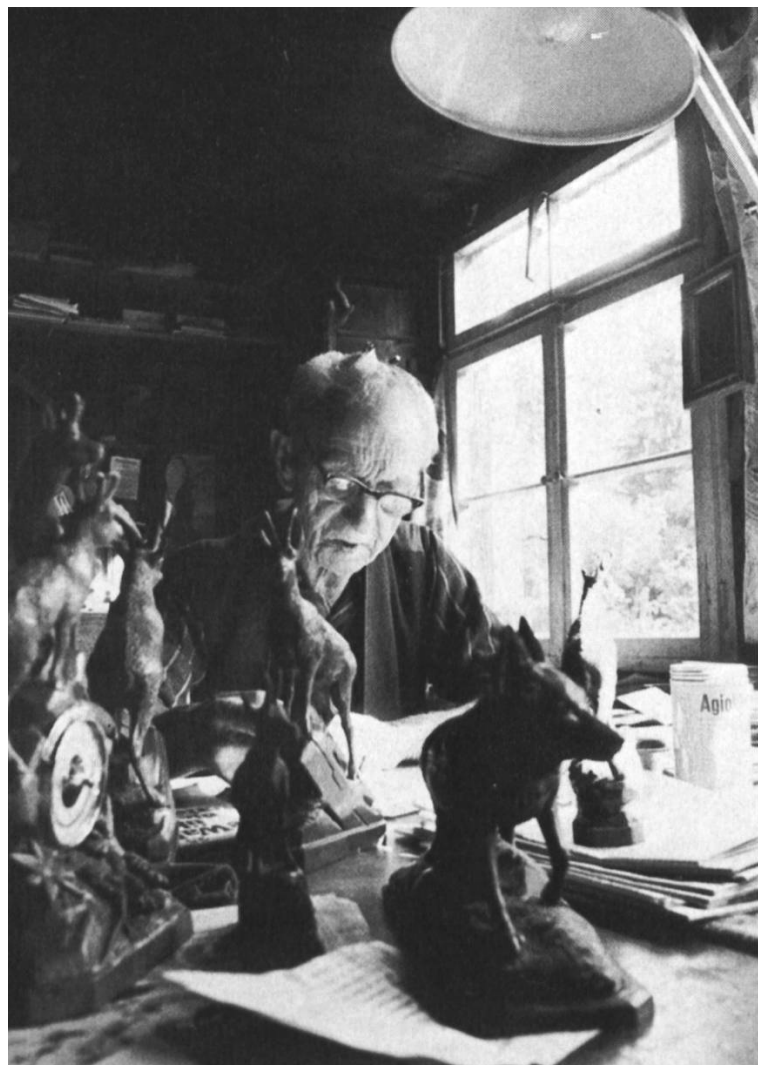


Josef Durrer, Glyssen, Bärenschnitzler



Albert Mäder, Oberschwanden,
Rosenschnitzler





Jakob Mäder, Oberschwanden, Tierschnitzler



Josef Kaufmann, Ringgenberg, Korbmacher

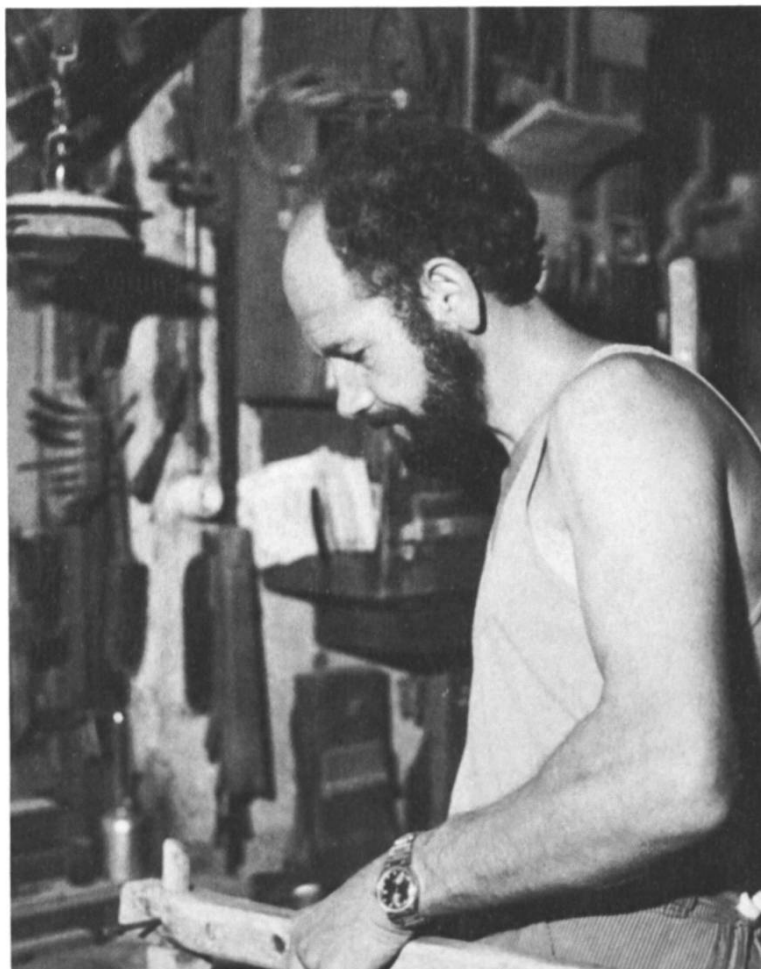
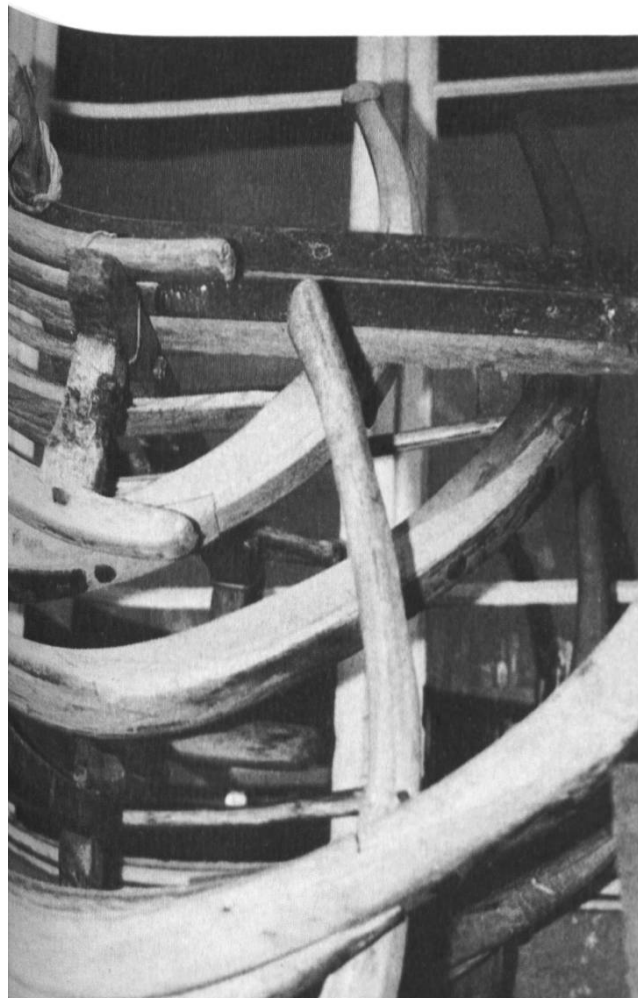


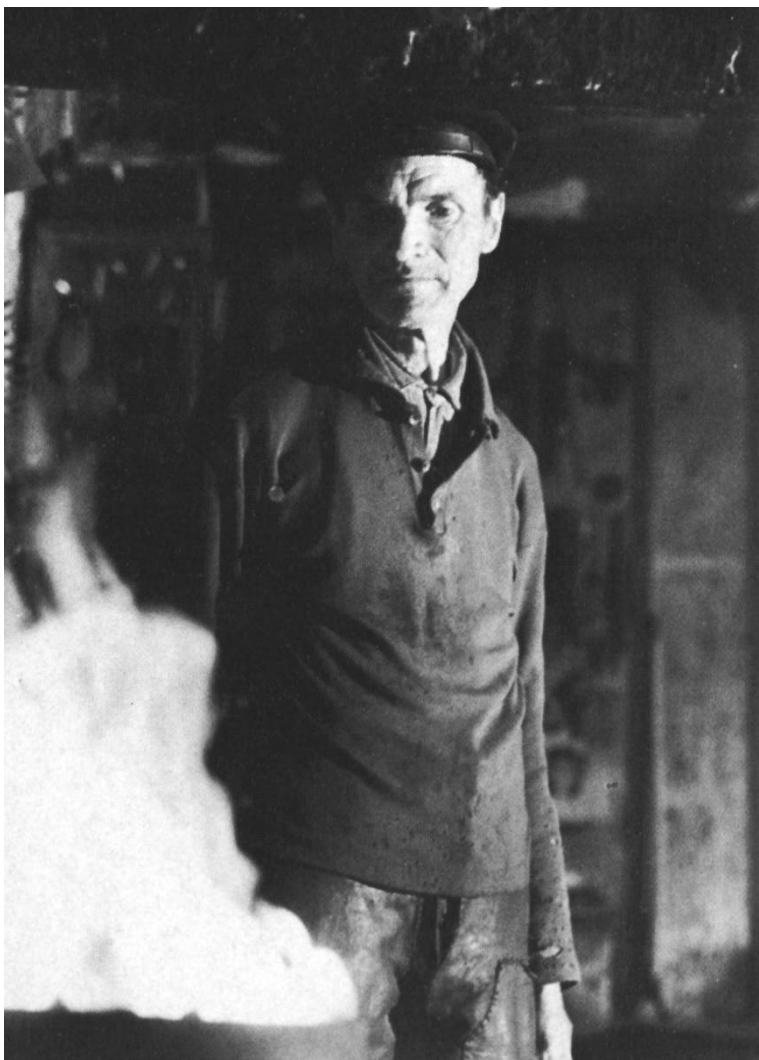


Karl Schmocker, Ringgenberg, Huttenmacher



Hansruedi Zumbrunn, Goldswil, Wagner





Ernst Hübscher, Unterseen, Werkzeugschmied

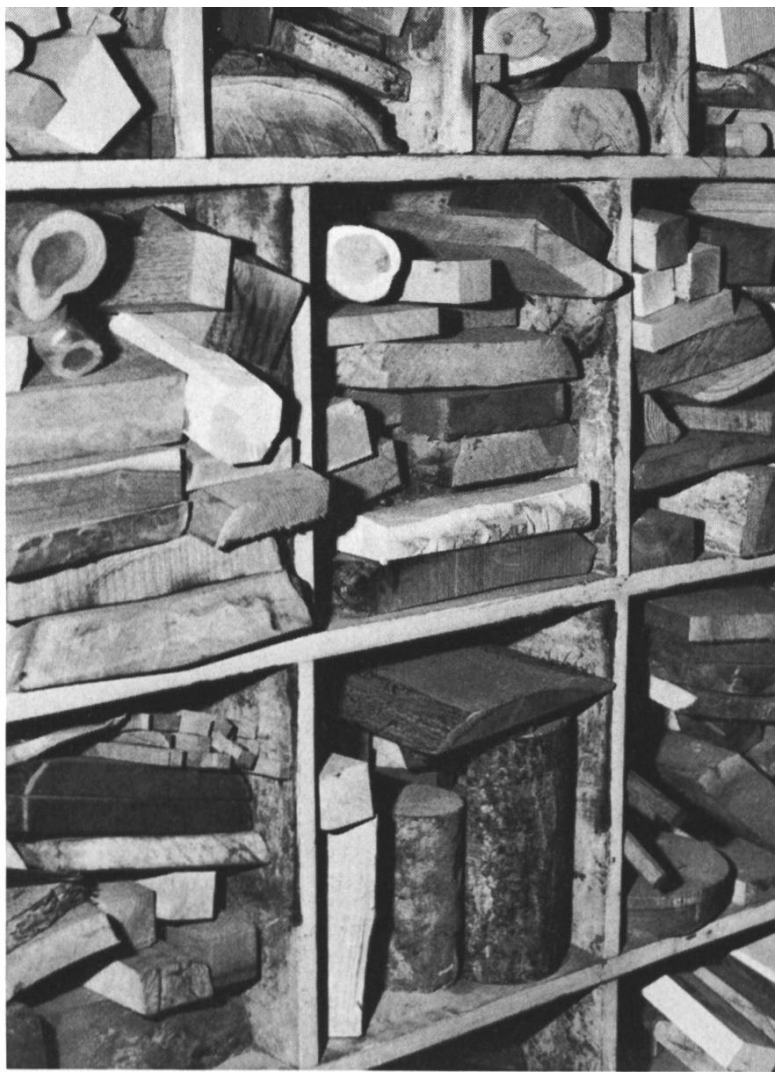


Walter Stähli, Hofstetten, Schuhmacher

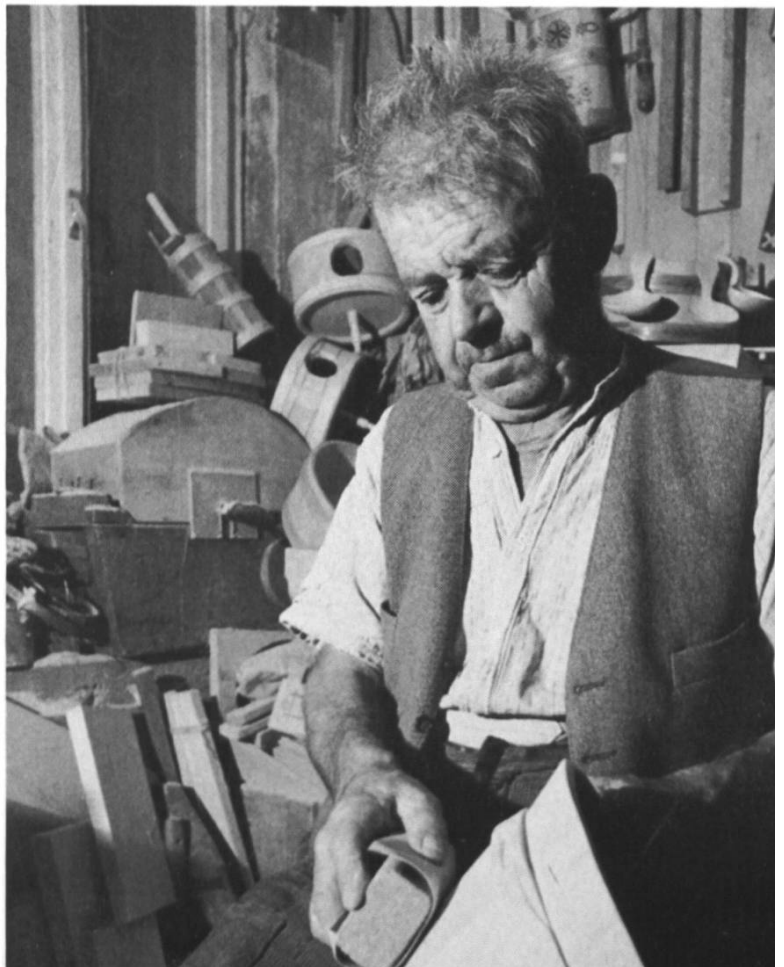


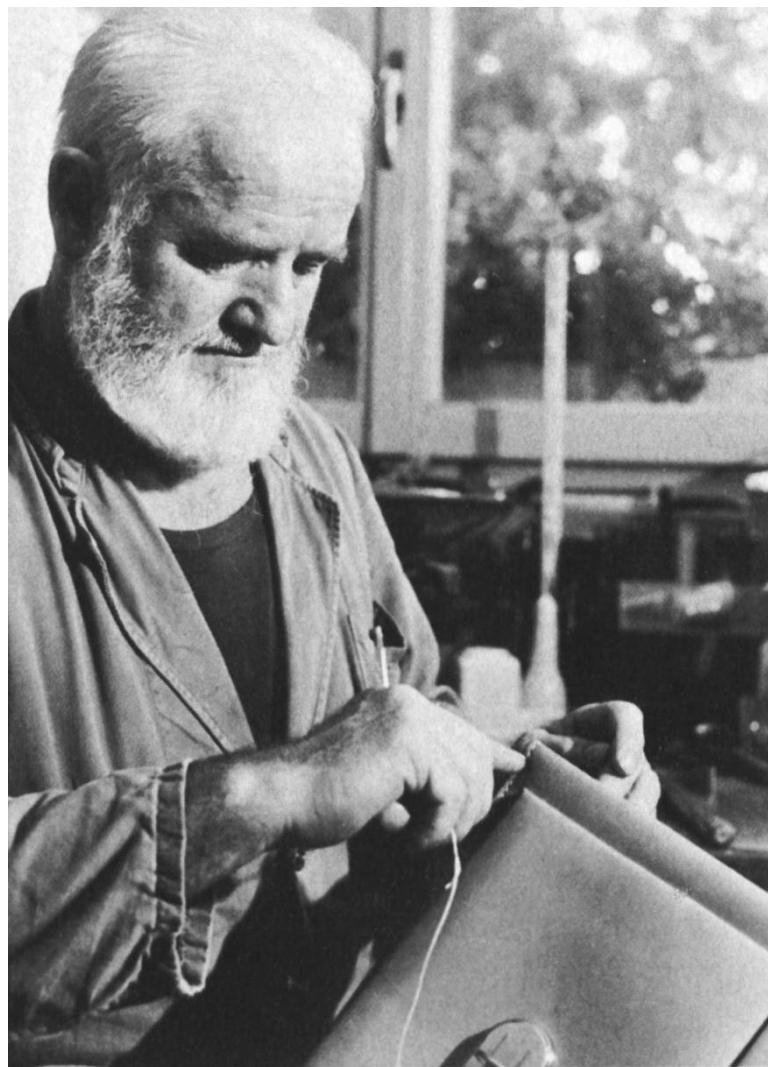


Erwin Lerf, Ringgenberg, Drechsler



Hans Wyss, Oberried, Küfer

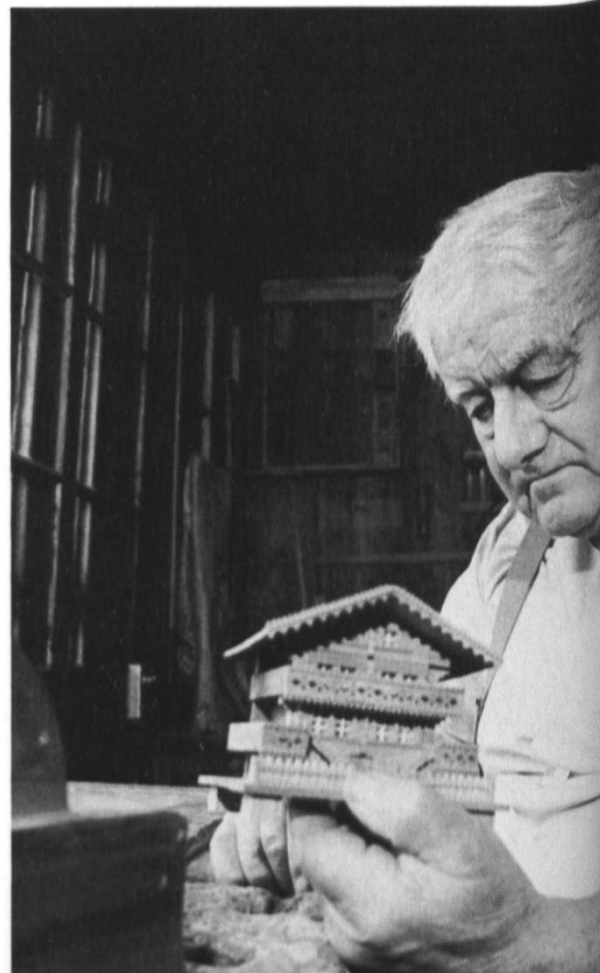
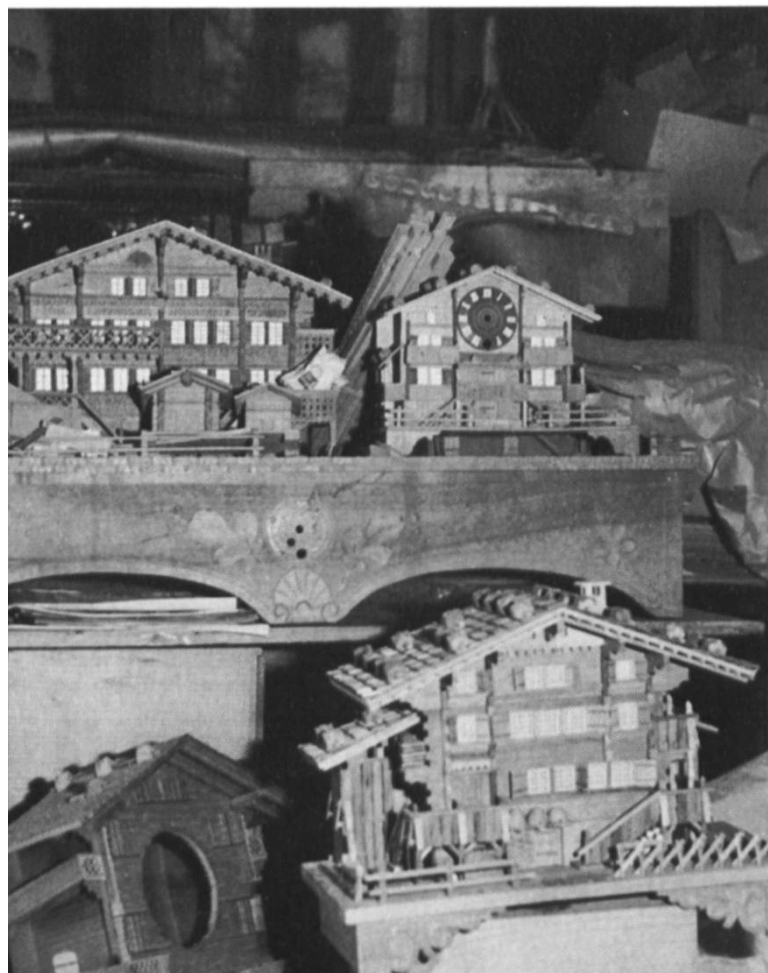


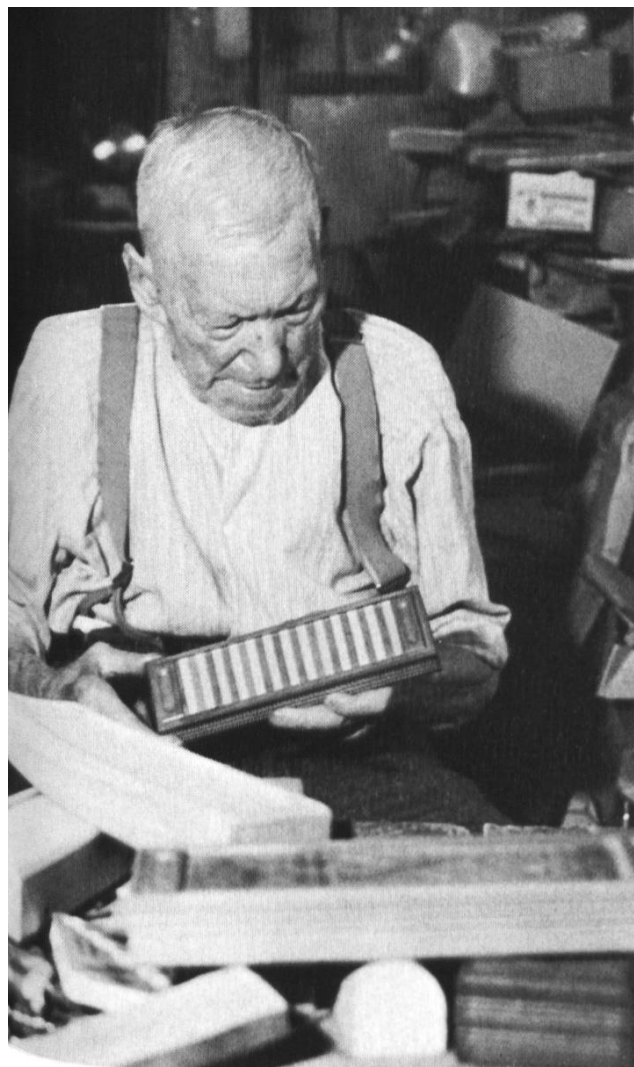


Alfred Jaggi, Bönigen, Sattler



Albert Amacher, Oberried,
Kleinhäuschenbauer



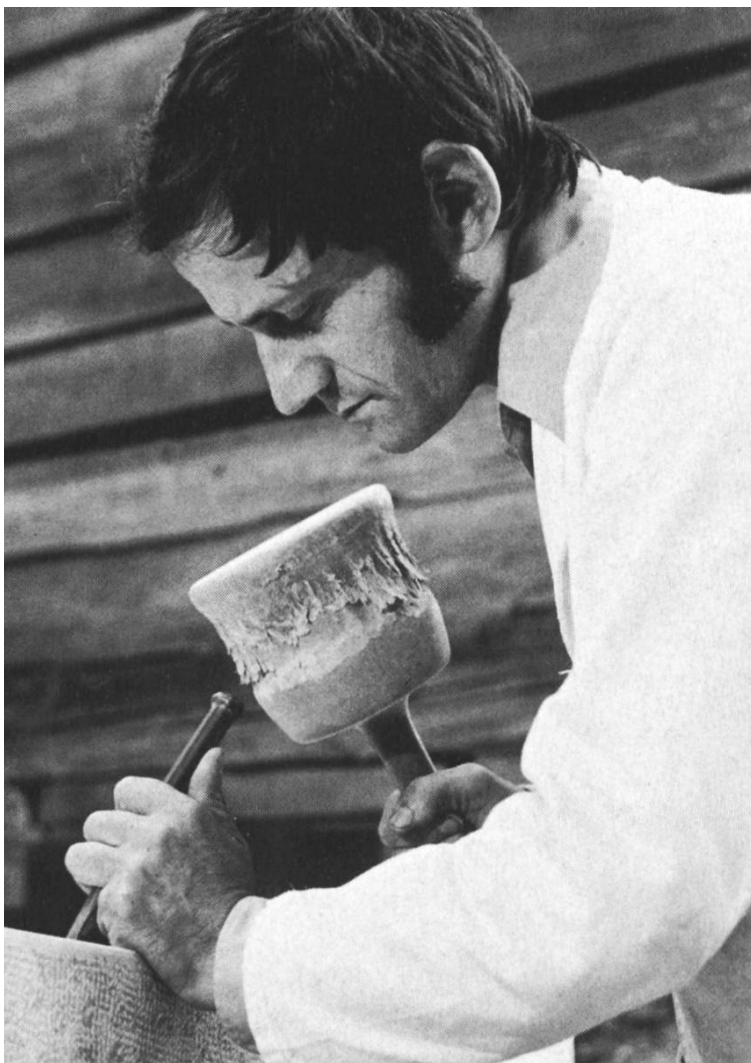


Arnold Laternser, Brienz, Kleinschreiner



Theo Schertenleib, Interlaken, Uhrmacher





Peter Abegglen, Ringgenberg, Bildhauer

Ida Imboden, Oberried, Schiffchenspitz,
Occhi oder Frivolité-Arbeit



Thomas Abegglen, Ringgenberg

Elisabeth Amacher, Niederried, Netz- oder
Filetknotenarbeit

